

Leseprobe

FACADE

Bittersüßes Schweigen

VON NYRAE DAWN



New Adult Romance

Copyright © 2013 by Nyrae Dawn, Grand Central Publishing, New York
Originaltitel: FACADE

Aus dem Amerikanischen von Nina Behrmann

ISBN-Taschenbuch: 978-3-902972-19-4

ROMANCE  EDITION

1. Kapitel

Adrian

Letzte Nacht habe ich beschissen geschlafen. Nicht, dass ich ansonsten wirklich gut schlief, aber letzte Nacht war es besonders schlimm. Gegen ein Uhr nachts hatte ich von all den betrunkenen, vollgekickten, lauten Menschen in meinem Haus die Schnauze voll. Gott, ich wollte, dass sie endlich verschwanden. Wollte Ruhe und Normalität, doch stattdessen habe ich noch eine Tüte geraucht, gelogen und gesagt, dass ich ins Bett gehen würde, bevor ich mich in meinem Zimmer einschloss.

Die Party ging ohne mich weiter. Menschen sind so. Sie brauchen mich nicht, um Spaß zu haben. Ich bin nur derjenige mit dem Haus, auch wenn es völlig heruntergekommen ist und jeder denkt, dass ich jederzeit bereit wäre, einen draufzumachen. Okay, es stimmt. Ich *bin* jederzeit bereit, einen draufzumachen. Ein Blick reicht aus, um zu sehen, dass ich die Hälfte der Zeit bekifft bin. Gras? Es hilft, die Vergangenheit auszublenzen, und Partys übertönen den Kram in meinem Kopf, den ich nicht hören will.

Warum es letzte Nacht anders war? Ich hatte es verdient, all diese Scheiße zu hören, weil ich derjenige war, der sie verursacht hat. Also tat ich das. Die ganze Nacht. Dröhnte mir den Schädel zu, hielt mich aber wach, damit ich über heute nachdenken konnte.

Gegen sechs Uhr morgens stieg ich in mein Auto, wie ich es in den letzten vier Jahren an jedem zwölften Januar gemacht habe, und fuhr meinen Arsch hierher.

Rockyville, Virginia.

Home sweet fucking Home, unnötig zu erwähnen, dass ich diesen Ort mit brennender Leidenschaft hasse. Wenn deine gesamte Kindheit daraus besteht, von deinem Dad verprügelt zu werden, willst du nur noch weg von diesem Ort, an dem du aufgewachsen bist. Ich wäre nicht zurückgekommen, wenn ich nicht müsste, aber nach allem, was passiert ist, ist es das Mindeste,

was ich machen kann.

Nicht, dass meine Schwester Angel jemals erfahren würde, dass ich hierher komme. Nach all dieser Zeit frage ich mich, ob sie überhaupt möchte, dass ich komme. Wäre ich sie, würde ich es nicht wollen.

Ich schüttele meine Thermoskanne und stelle fest, keinen Kaffee mehr zu haben. Ich werfe sie in den Fußraum der Beifahrerseite und lehne mich in meinem Sitz zurück. Vier Stunden sind eine verdammt lange Zeit, um in meinem Auto zu sitzen, aber ich will nicht riskieren, von ihr gesehen zu werden, sobald ich aussteige. Wahrscheinlich ist es gut, dass mir der Kaffee ausgegangen ist, sonst müsste ich nur wieder pissen.

Auf der anderen Seite der Straße kann ich die ganzen Grabsteine sehen. Die meisten liegen auf dem Boden, sodass ich sie aus der Entfernung nicht richtig erkennen kann, aber ich weiß noch immer genau, welcher Ashton gehört. Es ist der Stein unter dem großen Baum. Ihm hätte das gefallen. Ich wette, er hätte gewollt, dass ich ihn hochhebe und in den Baum setze, falls er jemals die Chance gehabt hätte, hier zu sein. Er hat immer geglaubt, es sei cool auf meinen Schultern zu sitzen. Ich habe ihn durchs Haus getragen, und er hat gelacht, als wären wir in diesem verfluchten Disneyland oder etwas in der Art.

Der Schmerz packt mich, droht, mich niederzudrücken, und zum millionsten Mal frage ich mich, warum ich es nicht zulasse. Es wäre viel einfacher, als mit dieser Maske herumzulaufen.

»Fuck.« Ich lasse meinen Kopf zurückfallen. Fahre mit der Hand durch mein dunkles Haar. Wühle in meiner Tasche nach einem Joint und wünsche verzweifelt, ich könnte ihn hier und jetzt anzünden. Es wirkt falsch, Gras auf einem Friedhof zu rauchen, noch dazu unter diesen Umständen. Im Grunde hasse ich Drogen, auch wenn das schwer zu glauben ist. Niemand glaubt das. Adrian ist immer dabei, wenn es darum geht, etwas zu rauchen. Ein Nein gibt es für Adrian nicht. Das ist es, was alle denken – in Wahrheit will ich nur raus hier. Auf einer Welle oder dem Wind reiten oder auf sonst irgendeinem beschissenen Teil, das mich von hier weg bringt. Gras ist das Einzige, das ich

dafür auftreiben kann. Manchmal hilft es, meistens jedoch nicht.

Mir juckt es in den Fingern, den Schlüssel zurück in das Zündschloss zu stecken, das Gaspedal bis zum Anschlag durchzutreten und von hier zu verschwinden. Verdammt. Nicht, dass ich jemals weit weg gewesen wäre. Da ich es nicht über mich gebracht habe, den Staat zu verlassen, lebe ich nur vier Stunden entfernt in Brenton. In Rockville kann ich nicht mehr leben. Ich will das hier nicht sehen. Will nicht mal hier sein. Ich wünschte, ich könnte aufwachen und feststellen, dass alles nur ein beschissener Albtraum ist. Auch wenn das bedeuten würde, in die Zeit vor Ash zurückzukehren, um mit dem Scheiß meiner Eltern umgehen zu müssen.

Ich beuge mich vor, schiebe die unnütz gewordene Thermoskanne aus dem Weg und greife nach *Der Graf von Monte Christo*, den ich unter den Sitz geschoben habe. Das Cover ist alt und eingerissen. Der Buchrücken ist von den unzähligen Malen, die ich das Buch gelesen habe, geknickt. Wahrscheinlich fällt es bald auseinander.

Die Sache ist die: Ich hatte immer Respekt vor Edmond. Er ist durch die Hölle gegangen und wieder zurückgekehrt, und dennoch hat er nie aufgehört, zu kämpfen. Er hat nicht aufgegeben. Er hat sich durchgebissen und sich den Arsch aufgerissen, um mehr zu werden, als das, was er im Grunde war.

Er war stark. Ich bin es nicht.

Ich schaffe es nicht mal, die Vergangenheit hinter mir zu lassen, obwohl ich ohnehin nichts anderes tun kann, als damit zu leben. Vielleicht verliere ich mich ja hinter einer Wolke aus Rauch oder in einem Mädchen.

Ich muss meine Gedanken ausschalten.

Ich hasse Baseballkappen, nehme aber die, die neben mir liegt, schiebe sie mir tief ins Gesicht, öffne das Buch und lese. Vielleicht kann mir Edmond dabei helfen, einen klaren Kopf zu bekommen.

Ich steige nicht aus meinem Wagen, als ich Stunden später meine Schwester Angel sehe, die zu Ashs Grab geht. Ein Typ folgt ihr und nimmt ihre Hand. Ich weiß nicht, wer er ist, und es kümmert mich auch nicht. Sie umarmen sich; ich gehe nicht hinüber und mache es ihnen nach. Es ist nicht unser Ding, herumzustehen und so etwas wie eine Gruppen-Heul-Sitzung für den zweijährigen Jungen abzuhalten, der zu früh gestorben ist. Nein. Das hier ist das wahre Leben und hat nichts mit diesen dummen, beschissenen Büchern zu tun, die ich lese, oder mit den Filmen, die Leute gucken, oder den Reality Shows, die nicht weiter von der Realität entfernt sein könnten.

Ich beobachte sie und bewege mich dabei keinen Zentimeter. Sehe ihr dabei zu, wie sie Blumen auf Ashtons Grab legt. Wie der Typ sie an sich zieht und umarmt. Wie sie auf dem Boden knien und wahrscheinlich auf eine Weise mit Ash sprechen, für die ich nie den Schneid besaß.

Der Typ sagt etwas zu ihr, dann steht er auf und geht weg. Ich ducke mich tiefer in meinen Autositz, aber niemand schenkt mir Beachtung. Er geht zurück zu einem kleinen Auto und wartet dort.

Angel schlägt die Hände vors Gesicht, und ich weiß, dass sie weint. Ich weiß, dass sie den Verlust von Ash betrauert, den Jungen, den sie so sehr geliebt hat. Den Jungen, um den sie sich besser gekümmert hat, als irgendeine Mutter es hätte machen können. Ich weiß, dass sie den Typen weggeschickt hat, weil sie wie ich ist und mit all diesem Scheiß allein fertig werden muss. Anders als ich, ist sie jedoch niemals weggerannt.

Sie weint dort wahrscheinlich dreißig Minuten lang. Während dieser Zeit wird mir die Brust eng. Es tut weh. Ich kann kaum atmen und will weglaufen, dennoch bleibe ich. Ich verdiene es, mich so zu fühlen, verdiene es, mir das anzusehen.

Eine Faust legt sich enger und enger um mein Herz. Mein Gesicht ist nass, aber ich mache mir nicht die Mühe, die Tränen wegzuwischen. *Scheiße noch mal.* Echte Männer weinen nicht. Das ist das, was Dad immer gesagt hat, ehe die Schläge auf mich niederprasselten, bis ich nicht mehr verhindern konnte,

genau das zu tun, was ich nicht tun sollte. Ich war schwach, und dafür hat er mich noch härter geschlagen.

Angels Schultern beben. Selbst von hier aus kann ich es erkennen. Ich bin kein Idiot. War es nie. Ich weiß, dass es keine Schwäche wäre, hinüberzugehen und sie in den Arm zu nehmen. Sie festzuhalten und ihr zu sagen, alles würde wieder gut werden. Ich werde es dennoch nicht tun. Welches Recht habe ich, sie zu trösten, wenn ich derjenige bin, der alles zerstört hat? Wenn ich derjenige bin, der Ash hat sterben lassen?

Also sitze ich hier und beobachte sie, damit ich den Schmerz, den ich verursacht habe, niemals vergesse.

2. Kapitel

Delaney

Mein Handy reißt mich aus dem Schlaf. In meinem Zimmer ist es stockdunkel, was bedeutet, dass es mitten in der Nacht sein muss. Sofort fängt mein Herz an zu rasen, als wollte es das Tempo eines Maschinengewehrs nachahmen.

»Hallo?«, quietsche ich.

»Spreche ich mit Delaney Cross?«

Der offizielle Ton der weiblichen Stimme trägt nicht dazu bei, meinen Herzschlag zu beruhigen. Er macht es sogar noch schlimmer. »Ja. Das bin ich.«

»Ich bin Doktor Marsh aus dem Three Valley's Krankenhaus. Ihre Mutter wurde vor kurzem bei uns eingeliefert. Ihr geht es gut, aber ...«

»Was ist passiert?« Jetzt bete ich, mein Herz würde wieder zu schlagen beginnen. Es rührt sich nicht, als wäre es nicht mehr da, und ich vermisse das Pochen in meinen Ohren. Ich vermisse es, denn, so lächerlich es sich auch anhört, es hilft, die Einsamkeit zu vertreiben.

»Wir möchten Sie dringend bitten, zu uns zu kommen. Es ist nicht ...«

»Ich hatte früher schon damit zu tun«, unterbreche ich sie erneut. Ihre Versuche, es einfacher für mich zu machen, brauche ich nicht. Nichts kann es einfacher machen. Es ist egal, ob sie es mir am Telefon sagt oder direkt ins Gesicht – die Tatsache bleibt dieselbe.

»Wir nehmen an, sie wollte sich umbringen. Sie hat Pillen genommen. Wir wissen nicht, ob sie es sich anders überlegt hat oder ob sie nicht klar genug war, um die Entscheidung zu treffen, aber irgendwann danach wollte sie wohl ihre Wohnung verlassen. Sie ist im Flur zusammengebrochen, ein Nachbar hat sie dort gefunden und den Notruf angerufen.«

Ich habe nicht bemerkt, wie mir die Tränen in die Augen getreten sind, aber jetzt kann ich sie nicht mehr zurückhalten. Sie

beginnen langsam, mein Gesicht hinabzuzufließen. Das ist ihr dritter Selbstmordversuch in den letzten vier Jahren.

»Es tut mir leid«, sagt die Ärztin.

»Mir auch«, flüstere ich. Mir tut das alles leid.

Ich springe aus dem Bett und haste zu meinem Schrank. »Wir kommen gleich«, sage ich der Ärztin, ehe ich mein Handy auf die Kommode lege. Während ich mir das Sweatshirt überstreife, schlüpfte ich mit einem Fuß in einen meiner Turnschuhe. Mein Herz scheint seinen Rhythmus wiedergefunden zu haben. Ich schiebe meinen anderen Fuß in den nächsten Schuh und konzentriere mich auf diese Handlung. Es ist verrückt, das zu tun, aber es hält mich davon ab, zusammenzubrechen.

»Maddox!«, rufe ich, während ich in den kleinen Flur laufe. »Steh auf!« Ich schlage mit der Faust hart gegen die Zimmertür meines Bruders. »Komm schon! Wir müssen los.« Ich drücke die Klinke herunter, aber wie ich schon vermutet hatte, hat er sein Zimmer abgesperrt. Bevor ich wieder klopfen kann, macht er die Tür auf, seine Augen sind weit aufgerissen und bewegen sich vor Sorge hektisch hin und her.

»Was zum Teufel ist passiert? Bist du in Ordnung?«

»Es geht um Mom. Sie ...«

Wut spült die Sorge auf Maddox' Gesicht einfach weg. Sein Kiefer verspannt sich. Auf seiner Hand pulsieren Venen, und er umfasst die Klinke so fest, dass ich befürchte, er bricht sie ab. Wir sind schon ein seltsames Paar. Während ich mich Sorge, ist er angepisst.

»Was hat sie getan?« Es scheint beinahe, als wäre er in solchen Augenblicken völlig abwesend. Einfach gleichgültig. Ich muss nur einen Teil unserer Eltern erwähnen, und schon kann ich sehen, wie jegliche Emotion von ihm abfällt.

Ich hasse es. Er und Dad standen sich einmal so nah ... und dann wurde mit einem Mal ein Schalter umgelegt, und ich war diejenige, der er seine Aufmerksamkeit schenkte, während Mom immer noch auf Maddox fixiert war. Jetzt erträgt er es nicht mal mehr, über einen der beiden zu sprechen.

»Pillen. Wir müssen gehen, Maddy.«

»Nenn mich nicht so. Ich hasse es, wenn du mich so nennst.«

Ich strecke die Hand nach der meines älteren Bruders aus, aber er weicht zurück. »Klar, weil das gerade irgendeine Rolle spielt. Wir müssen zu ihr fahren.«

Er schüttelt den Kopf, und ich weiß, was er sagen wird, noch bevor er den Mund aufmacht. Dass er nicht gehen will. Dass es ihn nicht kümmert, ob sie uns braucht. Bevor er es ausspricht, sage ich das, von dem ich weiß, dass es kein Nein von ihm geben wird. »Ich kann das nicht ohne dich. Ich brauche dich.«

»Verdammt«, murmelt er leise. »Gib mir zwei Minuten.« Die Tür schlägt zu, und Schuld legt sich über meinen Schmerz. Ich sollte ihn nicht manipulieren, aber er ist mein Bruder. Ihr Sohn. Mom und ich, wir beide, brauchen ihn. Sie kann nichts dafür, dass sie nicht ertragen konnte, was Dad getan hat.

Ich habe mein Handy vergessen, also hole ich es, zusammen mit den Autoschlüsseln. Ich laufe im Wohnzimmer hin und her, bis Maddox wiederkommt. Sein dunkles Haar ist zerzaust, und er sieht mir nicht in die Augen. Er ist wütend, und inzwischen wird ihm klar sein, was ich getan habe.

Wir laufen zum Auto. Da ich ihm nicht traue, wenn er wütend ist, fahre ich uns zum Krankenhaus. Er fährt gern zu schnell. Das Letzte, was wir gebrauchen können, ist, auf dem Weg einen Unfall zu bauen.

Als wir durch die Türen des Krankenhauses treten, zittere ich und das nur zum Teil wegen der Kälte. Maddox trägt keine Jacke, obwohl in Virginia ein eisiger, kalter Januar herrscht.

»Wir wollen zu Jennifer Cross«, teile ich der Empfangsdame mit. Maddox tritt nicht neben mich. Mit verschränkten Armen steht er etwa zwei Meter von mir entfernt.

»Gehören Sie zur Familie?«, fragt die Dame.

»Ja. Wir sind ihre Kinder.«

Jeder von uns bekommt von ihr ein Bändchen ums Handgelenk, dann erklärt sie uns, wo wir hingehen müssen. Als wüssten wir nicht, wo die Notaufnahme ist. Hier könnten wir jeden beliebigen Ort finden.

Ich weine wieder, was mich nicht überrascht. Es wird nicht

einfacher, egal, wie oft das hier schon passiert ist oder wie oft sie in ihre Depressionen zurückfällt.

Bevor wir uns auf den Weg durch den sterilen Flur machen und in die Notaufnahme gehen, packt Maddox mein Handgelenk. »Weine nicht um sie, Laney. Weine um keinen von beiden.«

Maddox wirkt so viel älter als einundzwanzig. Er war immer der Stärkere, das wissen wir beide. Es ist nicht einfach für mich. Meine Mom wollte sich das Leben nehmen. Mein Dad ist im Gefängnis, und mein Bruder – mein bester Freund – hasst die ganze Welt.

»Warum muss uns das passieren?«, frage ich.

Er packt mich und zieht mich in seine Arme, damit ich an seiner Brust weinen kann. Während er mich hält, kann ich seine Hilflosigkeit spüren. Er ist nicht der Beste darin, seine Zuneigung zu zeigen, und ich fühle mich schlecht, dass er mich wieder einmal trösten muss. Aber das tut er. Er hasst es und dennoch versucht er, alles wieder besser zu machen. Mom konnte sich nicht mehr um alles kümmern, also hat Maddox es in die Hand genommen. Er kümmert sich noch immer.

»Ich weiß es nicht«, ist alles, was er erwidert. Ehrlich gesagt bin ich ziemlich überrascht, überhaupt so viel aus ihm herauszubekommen.

»Wir müssen zu ihr.« Ich wische mir mit dem Sweatshirt über die Augen.

Maddox nickt mir zu, doch bevor wir hineingehen können, hält eine Krankenschwester uns auf. Sobald ich ihr gesagt habe, wer wir sind, erscheint dieses kleine Lächeln auf ihrem Gesicht, das ihr Mitleid offenbart, das sie uns nicht zeigen will.

»Ich hole erst die Ärztin, ja? Sie möchte mit euch sprechen.« Sie verschwindet hinter einer der Schiebetüren, und das Geräusch hallt durch die Räume. In der Notaufnahme ist es heute Nacht ruhig. Fast wünsche ich mir, mehr Menschen wären da. Das würde uns ablenken.

Direkt vor uns öffnet sich die Tür wieder. Eine Frau mit grauem Haar und einem ähnlichen Lächeln, wie das der Kran-

kenschwester, kommt heraus. »Sie sind die Kinder von Mrs. Cross?«

»Ja.« Natürlich bin nur ich diejenige, die antwortet.

Sie führt uns zu einem kleinen Zimmer mit einer Couch darin. Sobald wir es betreten, spüre ich Gänsehaut auf meinem Körper. Es erinnert mich an die Orte, zu denen man Familienmitglieder nimmt, um ihnen zu sagen, dass jemand gestorben ist. *Sie ist okay*. Sie hätten mir gesagt, wenn es anders wäre.

»Wie ich am Telefon bereits gesagt habe: Ihre Mutter hat eine Überdosis Tabletten genommen. Einige davon wurden ihr wahrscheinlich verschrieben, wir sind aber nicht sicher, ob sie nicht noch etwas anderes genommen hat.«

Oh Gott. Hatte sie sich auf illegalem Weg Tabletten besorgt? Wie war es nur so weit gekommen? Wie wurde aus unserer normalen Familie – mit einer Mom und einem Dad, die gemeinsam gelacht haben, einer Mom, die es geliebt hat, für ihre Familie das Abendessen zu kochen, aus einem Bruder, der Chancen auf ein Football-Stipendium hatte, und mir, die glücklich darüber war, die Menschen, die sie liebt, nah bei sich zu haben – wie konnte aus uns nur das hier werden?

»Okay ...«

»Sie schläft jetzt, aber zuvor ist sie immer wieder aufgewacht. Sie müssen wissen, dass sie noch immer eine Gefahr für sich selbst darstellt. Sie ...« Die Ärztin hält inne und seufzt kurz darauf. »Sie sagte immer wieder, dass sie sterben will und hat eine der Schwestern angegriffen. Ich möchte, dass Sie vorbereitet sind, wenn Sie hineingehen. Wir mussten sie am Bett festschnallen, damit sie niemandem etwas antun kann.«

Ein Schrei drängt meine Kehle hinauf. In der Hoffnung, ihn zurückzuhalten, halte ich meinen Mund krampfhaft geschlossen. Sind wir nicht gut genug, um für uns hierbleiben zu wollen? Ich verstehe nicht, warum sie nicht bei mir sein will. Bei Maddox.

Die Hand meines Bruders legt sich auf meine Schulter und drückt tröstlich zu. Egal wie wütend er ist, er ist immer für mich da. Ich hasse es, wie sehr das alles seine Seele verletzt hat.

»Wo müssen wir hin?«, will er wissen, und jetzt bin ich diejenige, die wütend sein will.

Ich will hinausschreien, dass wir bereits genug mitgemacht haben. Verdammt, ich bin achtzehn Jahre alt, Maddox erst einundzwanzig. Wir sollten uns nicht um so etwas kümmern müssen. Wir sollten auf dem College sein und nur an den langen Wochenenden nach Hause kommen, stattdessen sind wir immer hier. Allein.

»Wir haben ein psychologisches Profil erstellt und denken, es ist das Beste, wenn sie sich in unsere geschlossene Abteilung einweisen ließe. Der Aufenthalt würde dreißig Tage dauern. Dort ist man besser in der Lage, ihr zu helfen als hier. Ich möchte nicht daran denken, dass sie in eine Situation kommen könnte, in der sie sich noch mehr antut, oder, Gott behüte, jemand anderem.«

Eine Faust legt sich um meine Brust und drückt so fest zu, dass sie meine Rippen, alles in mir, zerquetscht. Ich will nicht zerbrochen sein, sondern ganz. Warum können wir nicht alle wieder ganz sein?

Ich sehe Maddox an, der sich emotional wieder abgeschottet hat. Seine Hand liegt noch immer auf meiner Schulter, aber der Rest von ihm wirkt, als wäre er ganz woanders, als hätte er mich allein gelassen.

»Okay ... ich stimme zu. Können wir sie jetzt sehen?« Ist es schlimm, dass ein Teil von mir das nicht möchte? Dass ich mich davor fürchte, Todesangst davor habe, dort hineinzugehen, um sie zu sehen? Zu riskieren, dass sich ihre Wut auf mich richtet, wie sonst auch?

»Natürlich. Folgen Sie mir.«

Noch bevor er mich zurückhält, weiß ich, dass Maddox nicht mitkommt. Seine Augen, die meinen so ähnlich sind, werden weicher, als wollte er mir sagen, es täte ihm leid – Worte, die er niemals laut aussprechen würde. »Es ist in Ordnung«, sage ich ihm, aber das ist es nicht. Ich brauche ihn, und das weiß er. Mom braucht ihn. Wir wissen beide, dass sie nicht mich, sondern lieber Maddox bei sich hätte.

Meine Beine zittern leicht, als ich den Raum betrete. Sie sieht winzig aus, wie sie im Bett liegt. Ihr blondes Haar, das ganz anders ist als mein dunkelbraunes, ist strähnig und verfilzt. Ich habe sie vor zwei Tagen noch gesehen. Zwei Tage – und da sah sie noch nicht so aus.

»Hey, Mom«, sage ich. Die Ärztin ist fort und hat mich mit ihr allein in diesem Zimmer zurückgelassen. Moms Hände sind mit grauen Textilgurten an das Metallbett gefesselt. Sie verbergen die Narben auf ihren Handgelenken, die von ihrem ersten Selbstmordversuch stammen, fast vollständig. Damals habe ich sie festgehalten, während sie beinahe verblutete.

Natürlich antwortet sie nicht.

Ich stehe neben ihrem Bett und berühre ihr Haar, ziehe meine Hand aber wieder weg, aus Angst, sie aufzuwecken. Stattdessen stehe ich da und wünsche mir, ich wäre diejenige, die aufwacht, und wir wären wieder die Familie, wie vor vier Jahren, bevor sich alles verändert hat. Bevor sich mein Dad betrank und seine Freundin ihn betatschte, während er in einen Garten fuhr und dabei einen kleinen Jungen tötete. Bevor wir herausfanden, dass er spielsüchtig ist und andere Frauen hatte.

Ich schätze, wir waren nie die typische Familie, von der ich dachte, wir wären sie. Obwohl das nicht ganz richtig ist. Ich wusste damals schon, dass etwas nicht stimmte, als Mom wütend wurde, wenn ich Zeit mit Dad verbracht habe und Maddox aufgehört hat, Ball mit ihm zu spielen.

Tränen rinnen mir über die Wangen, Welle um Welle, wie die Fans bei einem von Maddox' Football-Spielen.

Ich muss an die Frau namens Angel denken, die ich vor ein paar Wochen aufgesucht habe. Den Schmerz in ihren Augen, als ich ihr sagte, wer ich bin. Aber auch an die Vergebung in ihrem Blick, obwohl mein Vater ihr ihren kleinen Jungen weggenommen hat.

Maddox hasst es, dass ich von dieser Idee nicht ablassen will, aber ich weiß nicht, was ich sonst tun soll – vielleicht ist der einzige Weg, das Leid unserer Familie zu beenden, der, Wiedergutmachung zu leisten, wie ich es bei Angel getan habe.

3. Kapitel

Adrian

»Party in meinem Haus. Bist du diesmal dabei oder hat dich Cheyenne an die Leine gelegt?«, frage ich meinen besten Freund Colt. Dabei sitze ich auf dem Stuhl in seiner Atelierwohnung. Er ist mit Cheyenne, seinem Mädchen, erst vor kurzem zusammen gekommen. Sie ist in Ordnung und liebt seinen Arsch wirklich. Sie ist nicht von seiner Seite gewichen, als er seiner Mom beim Sterben zusah oder als wir auch ihn in derselben Nacht fast verloren hätten.

Das Bild von Colt auf dem Boden blitzt vor meinen Augen auf. Ich ziehe einen Joint aus meiner Tasche und fülle meine Lunge mit Rauch, in der Hoffnung, dass der Rausch das Bild verwischen wird. Es ist vertraut, obwohl bei Colt kein Blut war.

Bei Ashton war es anders. Da war Blut. Verdammt viel Blut.

Colt lässt sich auf das Bett fallen, das auf der gegenüberliegenden Seite seiner Wohnung steht. »Sprich nicht so über sie, oder ich trete dir in den Arsch, Penner.«

Ich lächle ihn an, denn genau so etwas habe ich von ihm erwartet. Das Coole an den beiden ist, dass er sie genauso liebt, wie sie ihn. Sie hat ihn verändert. Ich glaube nicht, dass er bemerkt hat, wie sehr. Auch wenn ich ihn aufziehe, bin ich glücklich. Wenigstens einer von uns verdient ein verdammtes Märchenende.

»Sieh mich nicht so an. Verdammt. Ich hasse es, wenn du mich ansiehst, als würdest du mich auseinandernehmen und mir all meine Geheimnisse klauen wollen.«

Ich tippe mir an die Stirn und tue, als wäre ich hier der Hellseher. Er zieht mich damit ständig auf.

Ich kann nicht in die Zukunft sehen; ich bemerke nur jeden Scheiß. Wenn man sieben Jahre alt ist und Angst vor seinem eigenen, verfluchten Schatten hat und zu viel Angst, sich jemandem anzuvertrauen, dann lernt man, wachsam zu sein. Man lernt, sich das Leben anderer Leute genau anzusehen, weil es

der einzige Weg ist, sich lebendig zu fühlen und zu wissen, was man alles ändern würde, wenn man nur die Eier dazu in der Hose hätte. Oder wenn man, zur Hölle noch mal, von Anfang an bessere Karten auf die Hand bekommen hätte.

»Du weißt, dass ich wegen Cheyenne nur Spaß gemacht habe. Und ich hätte mehr Schiss vor ihr als du«, scherze ich, stecke mir die Pfeife wieder in den Mund und ziehe daran. Ich reiche sie Colt, obwohl ich sicher bin, dass er nein sagen wird. Er hat seinen Trost in Cheyenne gefunden. Näher als hier werde ich an so etwas nicht herankommen.

Colt schüttelt den Kopf. »Ich muss noch etwas erledigen. Ich rede mit Chey wegen heute Abend. Du tust, als wäre es etwas Neues, eine Party zu schmeißen. Das ist doch nichts anderes als sonst auch, oder?«

Jep, mit dem Unterschied, dass ich heute Nacht vergessen will, wie meine Schwester an Ashs Grab geweint hat. Dass ich nicht Manns genug war, um zu ihr zu gehen. Dass ich zugesehen habe, wie er starb.

»Wie sonst auch.« Einatmen. Ausatmen. Ich stehe auf, spüre das Kitzeln meines Rausches kaum und folge Colt durch die Tür hinaus. Wir gehen die Treppe hinunter, die zum Parkplatz führt. Als wir die letzte Stufe erreichen, taucht seine Freundin auf – schwarzes Haar und dunkle Haut. Sie ist zur Hälfte Indianerin und hat etwas Exotisches an sich.

»Hey, Baby.« Ich zwinkere ihr zu, um sie und Colt zu ärgern.

Cheyenne lächelt mich an, ehe Colt seine Arme um sie schlingt und sie küsst.

»Wie geht es dir?« Sie fährt mit den Händen durch sein Haar. Ihr Blick verdüstert sich. Wahrscheinlich denkt sie an die Nacht vor einigen Monaten, als er sich am Kopf verletzt hatte.

»Schon besser«, sagt er und wirft mir einen Blick zu. »Adrian schmeißt heute Abend eine Party und will, dass wir hingehen.«

»Nein! Adrian schmeißt eine Party? Das hätte ich ja niemals gedacht«, erwidert Cheyenne. Sie tritt von Colt zurück.

Ich schnappe sie mir und lege meinen Arm um ihre Schultern. »Verarsch mich nicht. Ich dachte, wir wären jetzt ein

Team?» Wenn zwei Menschen jemanden fast sterben sehen, jemanden, der ihnen beiden viel bedeutet, bildet das ein Band zwischen ihnen. Ich weiß, wie schnell dir jemand weggenommen werden kann und nehme diesen Scheiß nicht auf die leichte Schulter.

Die Leute gehen in meinem Haus ein und aus. Sie feiern mit mir. Benutzen mich für allen möglichen Dreck, aber Colt ist ein echter Freund. Cheyenne auch. Sie sind die einzigen Menschen, abgesehen von Angel, die mich dazu bringen, mir selbst nicht vollkommen egal zu sein.

»Hör auf, mein Mädchen anzugraben.« Colt schüttelt den Kopf, weiß aber, dass da nichts zwischen uns ist. Auch wenn er ein neues Kapitel aufgeschlagen hat und versucht, nicht mehr solch ein Penner zu sein, hätte er mir schon längst den Arsch aufgerissen, wenn er wirklich denken würde, ich wäre an Cheyenne interessiert. Ich glaube, er mag es, dass wir uns gut verstehen.

»Ich würde nie wagen ...« Ich verstumme mitten im Satz, als ich sehe, wie ein dunkelhaariges Mädchen aus einem Auto steigt. Sie ist groß, trägt eine Art Yoga-Hose und einen verdammten großen Sweater. Ich muss nicht mal meine Fantasie anstrengen, um mir vorzustellen, wie toll ihre Beine aussehen. Ihr Haar fällt in weichen Locken herab, und ich will meine Hände darin vergraben und sanft daran ziehen.

Ausgerechnet ich spreche davon, von anderen benutzt zu werden? Es ist kein Geheimnis, dass ich denselben Mist durchziehe. Keine Ahnung, wer dieses Mädchen ist, ich habe sie noch nie zuvor in meinem Leben gesehen, aber ich weiß, dass ich sie will. Ich will sie, um zu vergessen.

»Oh mein Gott«, sagt Cheyenne. Sie hat das Mädchen auch gesehen.

»Dein Freund hier war früher genau so«, erwidere ich und lasse das Mädchen nicht aus den Augen.

»Was zum Teufel soll das?«, fragt Colt, aber da beginnt Cheyenne bereits zu sprechen.

»Nein, war er nicht. Er war kein Engel, aber er hat den Mäd-

chen nicht so nachgesehen wie du. Du bist wie ein Löwe oder etwas in der Art, der seine Beute belauert.«

Ich werfe Cheyenne einen Blick zu und zwinkere. Sie schnauft, und Colt beginnt zu lachen.

Die Brünette geht zum Kofferraum ihres Wagens und zieht einen Karton heraus. »Vergiss nicht, wo wir stehen geblieben sind. Ich verhalte mich eben kurz wie ein Gentleman und werde der Lady helfen. Wir können am Abend weiterdiskutieren.« Wieder zwinkere ich. »Falls ich dann nicht beschäftigt sein werde.«

Colt schüttelt den Kopf, und Cheyenne wirkt, als wolle sie mir am liebsten eine Ohrfeige verpassen, aber ich bin bereits auf dem Weg. Wenn ich dieses Mädchen ansehe – verdammt, wenn ich irgendein Mädchen ansehe –, dann sehe ich eine Ablenkung. Wenn ich mich auf den Körper einer Frau konzentriere, dann ist kein Platz mehr für das Zeug aus meiner Vergangenheit, das sich anschleicht, so wie Ash es früher gemacht hat. Ich habe damals so getan, als würde ich mich erschrecken, und er hat gelacht, ehe er sein Gesicht bedeckt und sich auf die Couch gesetzt hat, weil er dachte, ich sähe ihn nicht.

Als ich neben sie trete, versucht sie noch immer, ihren Karton hochzuheben. Es befinden sich noch weitere Kartons im Kofferraum. »Das sieht schwer nach Arbeit aus. Es ginge schneller, wenn ich dir helfe, und anschließend gehen wir irgendwohin und feiern unsere Teamarbeit.«

Offensichtlich überrascht, zuckt sie zusammen und schlägt sich den Kopf an dem Kofferraumdeckel an. »Autsch!«

Scheiße. So war das nicht geplant gewesen.

»Alles in Ordnung? Ich würde ja anbieten, die Stelle zu küssen, damit sie nicht mehr wehtut, aber ich schätze, es ist noch zu früh für so etwas.«

Sie tritt einen Schritt zurück. Ihre Wangen leuchten in diesem süßen Rosa, das ich schon lange nicht mehr bei einem Mädchen gesehen habe.

Ich hebe die Hände und lächle sie an. »Keine Angst. Abgesehen von meinen schlechten Aufreißer-Sprüchen bin ich gar

nicht so schlimm.« Ich deute auf Colt und Cheyenne. „Die Freundin meines Kumpels steht da drüben. Sie wird dir bestätigen, dass ich nichts weiter als ein knuddeliger Teddybär bin.« Fast entschlüpft mir ein »Willst du kuscheln?«, aber ich schätze, das wäre zu viel.

Sie lächelt, und ich merke, dass ich wieder Punkte zurückgewonnen habe, nachdem sie sich meinetwegen den Kopf gestoßen hat. Vielleicht zwei Punkte.

»Ich denke, dann haben wir ein Problem.« Ihre Stimme ist so süß, wie ihr Erröten. Ihr Blick wandert kurz hin und her, dabei ballt sie ihre Hände zu Fäusten. Sie will mutiger klingen, als sie tatsächlich ist.

»Und das wäre?«, frage ich und mache einen Schritt zurück. Keinen großen, aber weit genug, damit sie sich ein bisschen wohler fühlt.

»Ich hatte schon immer etwas gegen Teddybären.«

Ihre Antwort kommt aus dem Nichts, aber ich muss zugeben, dass sie mir gefällt. Es ist schon eine Weile her, seit ein Mädchen es mir schwer gemacht hat. »Wie kann man etwas gegen Teddys haben?«

»Sie sind nur Betrug. Ich hatte einen und dachte, dass er mich beschützen würde, wenn ich schlafe, aber das hat er nicht gemacht. Ich glaube, das ist ihr Plan. Sie ködern dich mit einem falschen Gefühl von Sicherheit.«

Ich unterdrücke ein Lachen. Sie ist gut. Wirklich gut. Sie hat es geschafft, mich zu beleidigen und meinen Annäherungsversuch zu vereiteln – und das in einem Schachzug.

Ich will mehr. Will diese Herausforderung. Vielleicht ist es genau das, was ich brauche, um all die Dinge aus meinem Kopf zu bekommen, die ich im Grunde nicht vergessen darf, weil ich es nicht besser verdiene. »Das war jetzt aber nicht sehr nett. Wir kennen noch nicht einmal den Namen des anderen, und du nennst mich schon einen Betrüger. Ich wollte nur höflich sein, dir mit den Kartons helfen und dich dann zu einer Party heute Abend einladen, um dich in der Nachbarschaft willkommen zu heißen.«

Ich beobachte sie und lehne mich gegen das Auto. Ich will sehen, was in ihren grauen Augen vorgeht. Sie denkt über das, was ich gesagt habe, nach und überlegt, was sie mir antworten soll.

Ende der Leseprobe

Romance Edition

Weil es kein schöneres Thema gibt als die Liebe

Mehr Infos über das Programm von Romance Edition findet Ihr auf der Verlagshomepage:

www.romance-edition.com

Besucht uns auch auf Facebook:

www.facebook.com/RomanceEdition

Gesamtprogramm 2014

